

ist mein Werk erfüllt, meine Sendung beendet; nun kannst Du mir weder mehr Freude, noch Schmerzen bieten, Gott befohlen, Paris!"

Sein Blick schwebte noch einmal wie der eines Geistes der Nacht über die Ebene hin; dann fuhr er mit der Hand nach der Stirne, stieg wieder in seinen Wagen, dieser schloß sich hinter ihm und verschwand bald auf der andern Seite der Anhöhe in einem Wirbel von Staub und Geräusch.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Haus der Allées de Meillan.

Sie legten zehn Stunden zurück, ohne ein Wort zu sprechen, Morrel träumte, Monte Christo schaute den Träumer an.

„Morrel,“ sagte der Graf endlich zu diesem, „sollten Sie es bereuen, daß Sie mir gefolgt sind?“

„Nein, Herr Graf, doch Paris verlassen . . .“

„Hätte ich geglaubt, das Glück erwarte Sie in Paris, so würde ich Sie dort gelassen haben.“

„In Paris ruht Valentine, und von Paris scheiden heißt sie zum zweiten Male verlieren.“

„Maximilian,“ sprach der Graf, „Freunde, welche wir verloren haben, ruhen nicht in der Erde; sie sind in unserem Herzen begraben, und Gott hat es so gewollt, damit wir stets begleitet wären. Ich habe zwei Freunde, welche mich auf diese Art beständig begleiten: der eine ist derjenige, welcher mir das Leben, der andere

der, welcher mir den Verstand gegeben hat. Der Geist von Beiden lebt in mir. Ich befrage sie im Zweifel, und wenn ich etwas Gutes gethan, so habe ich es ihren Rathschlägen zu verdanken. Berathen Sie sich mit der Stimme Ihres Herzens, Morrel, und fragen Sie dieselbe, ob Sie mir fortwährend dieses böse Gesicht machen sollen."

"Mein Freund," sprach Morrel, "die Stimme meines Herzens ist sehr traurig und verheißt mir nur Unglück."

"Es ist das Eigenthümliche geschwächter Geister, daß sie alle Dinge nur durch einen schwarzen Flor sehen; es ist die Seele, die sich selbst ihre Horizonte bildet: Ihre Seele ist düster, und sie ist es, die Ihnen einen stürmischen Himmel macht."

"Das mag wahr sein," sagte Maximilian; und er versiel wieder in seine Träumerei.

Die Reise ging mit der wunderbaren Schnelligkeit vor sich, welche in der Nacht des Grafen lag: die Städte zogen wie Schatten auf ihrem Wege vorüber. Von den ersten Winden des Herbstes geschüttelt, schienen ihnen die Bäume wie zerzauste Niesen entgegenzukommen und entflohen rasch, sobald sie dieselben erreicht hatten. Am andern Morgen kamen sie in Châlons an, wo sie das Dampfboot des Grafen erwartete; ohne einen Augenblick zu verlieren, wurde der Wagen an Bord gebracht; die zwei Reisenden waren bereits eingeschifft.

Das Fahrzeug war vortrefflich für den raschen Lauf gebaut, man hätte glauben sollen, es wäre eine indische Pirogue; seine zwei Räder schienen zwei Flügel, mit denen es das Wasser streifte wie ein Wasservogel; Morrel selbst empfand jene Berausung der Geschwindigkeit, und zuweilen war der Wind, der seine Haare flattern machte, nahe daran, für einen Augenblick die Wolken von seiner Stirne zu zerstreuen.

Was den Grafen betrifft, so schien ihn, je mehr

er sich von Paris entfernte, eine beinahe übermenschliche Heiterkeit wie eine Glorie zu umgeben; es war, als kehrete ein Verbannter in sein Vaterland zurück.

Marseille, weiß, warm, lebendig; Marseille, die jüngere Schwester von Tyrus und Carthago, die ihnen in der Herrschaft auf dem mittelländische Meere folgte; Marseille, immer jünger, je mehr es altert, erschien bald vor ihren Augen. Sie boten den Reisenden einen an Erinnerungen fruchtbaren Anblick, dieser runde Thurm, dieses Fort Saint-Nicolas, das Stadthaus des Puget, der Hafen mit den Quais von Backsteinen, wo Beide als Kinder gespielt hatten.

Beide blieben im Einklang auf der Cannebière stehen.

Ein Schiff ging nach Algier ab; die Ballen, die auf dem Verdecke aufgehäuften Passagiere, die Menge der Verwandten, der Freunde, die hier Abschied nahmen, weinten und schrieten, ein stets rührendes Schauspiel, selbst für diejenigen, welche demselben jeden Tag beiwohnen, diese ganze Bewegung vermochte Maximilian einem Gedanken nicht zu entreißen, der ihn ergriff, sobald er den Fuß auf die breiten Platten des Quai setzte.

„Sehen Sie,“ sagte er, Monte Christo beim Arme fassend, „dies ist der Ort, wo mein Vater stand, als der Pharaon in den Hafen einlief; hier warf sich der brave Mann, den Sie vom Tode und von der Schande erretteten, in meine Arme; ich fühlte noch seine Thränen auf meinem Antlitz, und er weinte nicht allein, sondern es weinten noch viele Leute, die uns sahen.“

Monte Christo lächelte und sprach, auf eine Straßenecke deutend:

„Ich war dort.“

Als er dies sagte, hörte man in der von ihm angegebenen Richtung ein schmerzliches Seufzen, und man sah eine Frau, welche einem Passagier des abgehenden Schiffes Zeichen machte. Diese Frau war verschleiert; Monte Christo schaute sie mit einer Erschütterung an,

welche Morrel leicht wahrgenommen hätte, wären seine Augen nicht auf das Schiff geheftet gewesen.

„Oh, mein Gott!“ rief Morrel, „ich täusche mich nicht! jener junge Mann mit der Contrepaulette des Unterlieutenant ist Albert von Morcerf!“

„Ja,“ sprach Monte Christo, „ich habe ihn erkannt.“

„Wie kann dies sein? Sie schauten auf die entgegengesetzte Seite?“

Der Graf lächelte, wie er es machte, wenn er nicht antworten wollte.

Und seine Augen kehrten zu der verschleierten Frau zurück, welche an der Straßenecke verschwand. Dann wandte er sich um und sagte zu Maximilian:

„Lieber Freund, haben Sie nichts in dieser Gegend zu thun?“

„Ich habe auf dem Grabe meines Vaters zu weinen,“ antwortete Morrel mit dumpfem Tone.

„Es ist gut, gehen Sie und erwarten Sie mich dort, ich werde Sie abholen.“

„Sie verlassen mich?“

„Ja . . . ich habe auch einen frommen Besuch zu machen.“

Morrel ließ seine Hand in die Hand fallen, die ihm der Graf reichte; dann entfernte er sich von diesem mit einer Bewegung des Kopfes, deren schwermüthiger Ausdruck sich nicht schildern läßt, und wandte sich nach dem Osten der Stadt.

Monte Christo ließ Maximilian weggehen und blieb auf derselben Stelle, bis er verschwunden war; dann erst wanderte er nach den Allées de Meillan, um das kleine Haus aufzusuchen, mit dem unsere Leser am Anfange dieser Geschichte vertraut geworden sind.

Es erhob sich noch im Schatten der großen Lindenallee, die den müßigen Marsellern als Spaziergang dient, tapezirt mit großen Vorhängen von Weinreben, welche auf dem durch die glühende Sonne des Südens

vergelbten Gesteine ihre geschwärzten und durch das Alter ausgezackten Arme kreuzten.

Zwei steinerne, durch das Reiben der Füße abgenutzte Stufen führten zu der Hausthüre, welche aus drei Brettern bestand, die trotz ihrer jährlichen Trennung nie den Mastix oder den Anstrich kennen gelernt hatten und stets geduldig warteten, bis die Feuchtigkeit ihre Wiederannähungen bewerkstelligte.

Dieses trotz seines Alters ganz reizende, trotz seiner scheinbaren Armseligkeit ganz heitere Haus war dasselbe, welches einst der Vater Dantes bewohnte. Nur bewohnte der Greis die Mansarde, während der Graf das ganze Haus zur Verfügung von Mercedes gestellt hatte.

Hier trat die Frau mit dem langen Schleier ein, welche Monte Christo von dem abgehenden Schiffe sich entfernen sah; sie schloß die Thüre in der Secunde, wo er an der Straßenecke erschien, so daß sie beinahe in dem Augenblick verschwand, in welchem er sie wieder fand.

Für ihn waren die ausgetretenen Stufen alte Bekannte; er verstand es besser als irgend Jemand, diese Thüre zu öffnen, deren innere Klinke ein Nagel mit breitem Kopfe hob.

Er trat auch ein, ohne zu klopfen, ohne sich melden zu lassen, wie ein Freund, wie ein Gast.

Am Ende eines mit Backsteinen gepflasterten Ganges, öffnete sich, reich an Wärme, an Sonne und an Licht, ein kleiner Garten, derselbe, wo an dem bezeichneten Orte Mercedes die Summe gefunden hatte, deren Verwahrung der Graf aus Zartgefühl vier und zwanzig Jahre zurückdatirte; von der Schwelle der Hausthüre erblickte man die ersten Bäume dieses Gartens.

Auf die Schwelle gelangt, hörte Monte Christo ein Seufzen, das einem Schluchzen glich. Dieses Seufzen leitete seinen Blick, und unter einer Laube von virginschem Jasmin mit dickem Blätterwerk und purpur-

nen Blüthen gewährte er Mercedes, welche mit gesenktem Kopfe und weinend auf einer Bank saß.

Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen, und allein unter dem Auge des Himmels, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, ließ sie ihren durch die Gegenwart des Sohnes so lange zurückgehaltenen Thränen und Seufzern freien Lauf.

Monte Christo machte einige Schritte; der Sand frachte unter seinen Füßen.

Mercedes hob das Haupt und stieß einen Schrei des Schreckens aus, als sie einen Mann vor sich sah.

„Madame,“ sprach der Graf, „es liegt nicht mehr in meiner Gewalt, Ihnen das Glück zu bringen, doch ich biete Ihnen den Trost: wollen Sie ihn als von einem Freunde kommend annehmen?“

„Ich bin in der That sehr unglücklich,“ erwiderte Mercedes; „allein auf der Welt . . . Ich besaß nur meinen Sohn, und er hat mich verlassen.“

„Und er hat wohl daran gethan, Madame, Ihr Sohn ist ein edles Herz,“ versetzte der Graf. „Er hat begriffen, daß jeder Mensch dem Vaterlande einen Tribut schuldig ist: die einen ihre Talente, die andern ihren Gewerbsfleiß; diese ihre Nachtarbeiten, jene ihr Blut. Bei Ihnen verweilend, würde er sein unnütz gewordenes Leben verbraucht haben; er hätte sich an Ihre Schmerzen nicht gewöhnen können. Er wäre feindselig durch Ohnmacht geworden: im Kampfe gegen sein Mißgeschick, das er sicherlich in Glück verwandelt, wird er groß und stark werden. Lassen Sie ihn Ihrer Beider Zukunft wiederherstellen, Madame; ich wage Ihnen zu versprechen, daß sie in sichereren Händen ist.“

„Oh! dieses Glück,“ sagte die arme Frau, traurig den Kopf schüttelnd, „dieses Glück, das ich ihm zu bewilligen Gott aus dem Grunde meines Herzens bitte, werde ich nicht genießen. Es sind so viele Dinge in mir und um mich her in Trümmer gegangen, daß ich mich meinem Grabe nahe fühle. Sie haben wohl daran

gethan, Herr Graf, mich an einen Ort zu versetzen, wo ich so glücklich gewesen bin. Da, wo man glücklich gewesen ist, muß man sterben."

"Ach! alle Ihre Worte, Madame, fallen bitter und brennend auf mein Herz, um so bitterer und um so brennender, als Sie Recht haben, wenn Sie mich hassen: ich habe Ihr ganzes Unglück verursacht. Warum werfen Sie mir meine Schuld nicht vor, warum klagen Sie mich nicht an?"

"Sie hassen, Sie anschuldigen; Sie, Edmond . . . den Mann, der meinem Sohne das Leben gerettet hat, hassen, anschuldigen, denn nicht wahr, es ist Ihre unselige blutige Absicht gewesen, Herrn von Morcerf den Sohn zu tödten, auf den er so stolz war? Oh! schauen Sie mich an, und Sie werden sehen, ob an mir auch nur ein Schein von Vorwurf wahrzunehmen ist."

Der Graf schlug seine Augen auf und betrachtete Mercedes, welche, halb stehend, ihre Hände gegen ihn ausstreckte.

"Oh! schauen Sie mich an," fuhr sie mit einem Gefühle tiefer Schwermuth fort; "man kann den Glanz meiner Augen heute ertragen, es ist nicht mehr die Zeit, wo ich Edmond Dantes zulächelte, der mich dort an dem Fenster jener von seinem alten Vater bewohnten Mansarde erwartete . . . Seit damals sind viele schmerzliche Tage verlaufen und haben einen Abgrund zwischen mir und jener Zeit gegraben. Sie anklagen, Edmond, Sie hassen, mein Freund, nein! mich klage ich an, mich hasse ich! Oh! ich Glende!" rief sie die Hände faltend und die Augen zum Himmel aufschlagend. "Bin ich bestraft worden! . . . Ich hatte die Religion, die Unschuld, die Liebe, dieses dreifache Glück, das die Engel bildet, und ich Glende zweifelte an Gott."

Monte Christo ging einen Schritt auf sie zu und reichte ihr schweigend die Hand.

"Nein," sprach sie, schaute die ihrige zurückziehend, "nein, mein Freund, berühren Sie mich nicht. Sie

haben mich verschont, und dennoch war ich von allen denjenigen, welche Sie geschlagen, die Schuldigste. Alle Andere haben aus Haß, aus Habgier, aus Selbstsucht gehandelt, ich handelte aus Feigheit; sie beehrten, ich hatte Furcht. Nein, drücken Sie meine Hand nicht, Edmond. Sie sinnen auf ein liebevolles Wort, ich fühle dies, sagen Sie es nicht, behalten Sie es für eine Andere, ich bin dessen nicht würdig. Sehen Sie . . . (sie entblöste ihr Gesicht völlig) sehen Sie, das Unglück hat meine Haare grau gemacht; meine Augen haben so viele Thränen vergossen, daß sie von blauen Adern umzogen sind; meine Stirne runzelt sich. Sie Edmond, sind im Gegentheil immer jung, immer schön, immer stolz. Das kommt davon her, daß Sie den Glauben, daß Sie die Kraft gehabt haben, daß Sie auf Gott bauten, und daß Gott Sie unterstützte. Ich bin feig gewesen, ich habe Gott verleugnet, Gott hat mich verlassen, und so bin ich nun."

Mercedes zerfloß in Thränen; das Herz der Frau brach unter dem gewaltigen Stöße der Erinnerungen.

Monte Christo nahm ihre Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll; aber sie fühlte selbst, daß dieser Kuß ohne Gluth war, wie der, den Graf auf die marmorne Hand der Bildsäule einer Heiligen gedrückt hätte.

"Es gibt prädestinirte Wesen," fuhr sie fort, "Wesen, deren ganze Zukunft ein erster Fehler zertrümmert. Ich hielt Sie für todt und hätte sterben sollen; denn wozu nützte es, daß ich die Trauer um Sie ewig in meinem Herzen trug? nur dazu, daß aus einer Frau von neun und dreißig Jahren eine Frau von fünfzig wurde. Wozu hat es genügt, daß ich Sie allein unter Allen erkannte und allein meinen Sohn rettete? Mußte ich nicht den Mann, den ich als Gatten angenommen, so schuldig er auch war, ebenfalls retten! Doch ich ließ ihn sterben; mein Gott! was sage ich, ich trug durch meine feige Unempfindlichkeit, durch meine Verachtung zu seinem Tode bei, indem ich mich nicht erinnerte, nicht erinnern wollte

daß er sich meinetwegen zum Verräther und Meineidigen gemacht hatte! Wozu nützt es endlich, daß ich meinen Sohn bis hierher begleitet habe, da ich mich hier von ihm trenne, da ich ihn allein abreisen lasse, da ich ihn dem verzehrenden Boden von Africa preisgebe! Oh! ich bin feig gewesen, sage ich Ihnen, ich habe meine Liebe verleugnet und bringe, wie die Abtrünnigen, Allem, was mich umgibt, Unglück."

"Nein, Mercedes," sprach Monte Christo, "nein! fassen Sie eine bessere Meinung von sich selbst. Nein, Sie sind eine edle, fromme Frau und haben mich durch Ihren Schmerz entwaffnet; doch unsichtbar, unbekannt, aufgebracht, war hinter mir ein Gott, in dessen Auftrag ich handelte, und der den Blitz, welchen ich geschleudert hatte, nicht zurückhalten wollte. Oh! ich beschwöre diesen Gott, zu dessen Füßen ich mich seit zehn Jahren jeden Tag niederwerfe, ich rufe diesen Gott zum Zeugen an, daß ich Ihnen dieses Leben, und mit diesem Leben die Pläne, die damit verbunden waren, zum Opfer gebracht hatte. Doch ich sage es mit Stolz, Mercedes, Gott bedurfte meiner, und ich starb nicht. Prüfen Sie die Vergangenheit, prüfen Sie die Gegenwart, suchen Sie die Zukunft zu errathen und sehen Sie, ob ich nicht das Werkzeug des Herrn bin; das gräßlichste Unglück, die grausamsten Leiden, der Abfall aller derjenigen, welche mich liebten, die Verfolgung der Menschen, die mich nicht kannten, dies ist der erste Theil meines Lebens; dann plötzlich, nach der Gefangenschaft, nach der Einsamkeit, nach dem Elend, die Luft, die Freiheit, ein so glänzendes, so wunderbares, so maßloses Glück, daß ich, ohne blind zu sein, denken mußte, Gott habe es mir in großen Absichten geschickt. Von da an erschien mir dieses Glück als ein Priestertum, von da an war nicht ein Gedanke mehr in mir für dieses Leben, dessen Süßigkeit Sie, arme Frau, zuweilen genossen haben; keine Stunde der Ruhe, nicht eine einzige; ich fühlte mich fortgetrieben wie die feurige

Wolke, welche am Himmel hinzieht, um die verfluchten Städte in Asche zu legen. Wie jene abenteuerlichen Kapitäne, die sich zu einer gefährlichen Reise einschiffen und auf eine gewagte Expedition finnen, kaufte ich den Proviant ein, lud ich die Gewehre, häufte ich die Mittel zum Angriff und zur Bertheidigung auf, gewöhnte ich meinen Körper an die heftigsten Anstrengungen, meine Seele an die härtesten Dinge, unterrichtete ich meinen Arm im Tödten, meine Augen im Leidensehen, meinen Mund im Lächeln bei dem gräßlichsten Anblick; früher gut, vertrauensvoll, vergessend, machte ich mich rachsüchtig, heuchlerisch, böse, oder vielmehr unempfindlich, wie das taube und blinde Verhängniß. Dann warf ich mich auf den mir geöffneten Pfad, ich durchschnitt den Raum, ich berührte das Ziel: wehe denen, welche ich auf meinem Wege traf!"

"Genug!" sagte Mercedes, "genug, Edmond; glauben Sie mir, daß diejenige, welche Sie allein zu erkennen vermochte, auch allein Sie verstehen konnte. Edmond, hätten Sie diejenige, welche Sie zu erkennen, zu begreifen vermochte, auf Ihrem Wege getroffen und wie ein Glas zerbrochen, sie hätte Sie bewundern müssen, Edmond! Wie eine Kluft zwischen mir und der Vergangenheit befestigt ist, so besteht auch eine Kluft zwischen Ihnen und den andern Menschen: und meine schmerzlichste Dual, ich sage es Ihnen, ist es zu vergleichen; denn es gibt nichts auf der Welt, was Ihnen an Werth gleichkommt, nichts, was Ihnen ähnlich ist. Nun sagen Sie mir Lebewohl, Edmond, und trennen wir uns."

"Ehe ich Sie verlasse: was wünschen Sie Mercedes?" fragte Monte Christo.

"Ich wünsche nur Eines, Edmond, daß mein Sohn glücklich werde."

"Bitten Sie den Herrn, der allein das Dasein der Menschen in seinen Händen hält, er möge den Tod von ihm entfernen, das Uebrige sei meine Sorge."

„Ich danke, Edmond.“

„Doch Sie, Mercedes?“

„Ich brauche Nichts, ich lebe zwischen zwei Gräbern; das eine ist das von Edmond Dantes, der vor langer Zeit gestorben; ich liebte ihn! dieses Wort steht nicht mehr zu meiner verwelkten Lippe, doch mein Herz erinnert sich noch desselben, und um keinen Preis der Welt möchte ich dieses Andenken meines Herzens verlieren. Das andere ist das eines Menschen, den Edmond Dantes getödtet hat, ich billige die That, aber ich muß für den Todten beten.“

„Ihr Sohn wird glücklich werden, Madame,“ wiederholte der Graf.

„Dann werde ich so glücklich sein, als ich sein kann.“

„Doch was gedenken Sie . . . am Ende . . . zu thun?“

Mercedes lächelte traurig.

„Wollte ich Ihnen sagen, ich werde in dieser Gegend leben, wie die Mercedes von ehemals, das heißt arbeiten, so würden Sie mir nicht glauben; ich vermag nur noch zu beten, doch ich bedarf der Arbeit nicht; der von Ihnen vergrabene kleine Schatz hat sich an dem bezeichneten Orte gefunden; man wird forschen, wer ich bin, man wird fragen, was ich mache, man wird nicht wissen, wovon ich lebe; was liegt daran? das ist eine Angelegenheit zwischen Gott, Ihnen und mir.“

„Mercedes,“ sprach der Graf, ich mache Ihnen keinen Vorwurf, doch Sie haben das Opfer übertrieben, indem Sie das ganze von Herrn von Morcerf angehäuften Vermögen Fremden überließen, während die Hälfte von Rechts wegen Ihrer Sparsamkeit und Wachsamkeit zukam.“

„Ich sehe, was Sie mir vorschlagen wollen, doch ich kann es nicht annehmen, Edmond, mein Sohn würde es mir verbieten.“

„Ich werde mich auch wohl hüten, etwas für Sie

zu thun, was nicht die Billigung von Herrn Albert von Morcerf hätte. Ich werde seine Ansichten erforschen und mich denselben unterwerfen. Doch machen Sie sich anheischig, wenn er das, was ich thun will, annimmt, ihn ohne Widerstreben nachzuahmen?"

"Sie wissen, Edmond, daß ich kein denkendes Geschöpf mehr bin; ich habe keine Entschließung, wenn nicht die, mich nie mehr zu entschließen. Gott schüttelte mich dergestalt in seinen Stürmen, daß ich den Willen verloren habe. Ich bin wie ein Sperling in den Klauen des Adlers. Gott will nicht, daß ich sterbe, da ich lebe. Schickt er mir Hülfe, so wird er dies wollen, und ich werde sie annehmen."

"Seien Sie auf Ihrer Hut, Madame," sprach Monte Christo, "so betet man Gott nicht an! Gott will, daß man ihn verstehe und sich seine Macht erörtere: deshalb hat er uns den freien Willen gegeben."

"Unglücklicher!" rief Mercedes, "sprechen Sie nicht so zu mir: wenn ich glaubte, Gott hätte mir den freien Willen gegeben, was bliebe mir, um mich vor der Verzweiflung zu retten?"

Monte Christo erbleichte leicht und neigte das Haupt, niedergebeugt durch die Heftigkeit des Schmerzes.

"Wollen Sie mir nicht auf Wiedersehen sagen?" sprach er, ihr die Hand reichend.

"Im Gegentheile, ich sage Ihnen auf Wiedersehen und beweise damit, daß ich noch hoffe," antwortete Mercedes, feierlich auf den Himmel deutend.

Und nachdem sie die Hand des Grafen mit ihrer bebenden Hand berührt, stürzte Mercedes nach der Treppe und verschwand aus seinen Augen.

Monte Christo verließ langsam das Haus und schlug den Weg nach dem Hafen ein.

Doch Mercedes sah nicht, wie er sich entfernte, obgleich sie in dem kleinen Zimmer des Vaters von Dantes an dem Fenster stand. Ihre Augen suchten in

der Ferne das Schiff, das ihren Sohn nach dem weiten Meere forttrug.

Wohl murmelte ihre Stimme gleichsam unwillkürlich und ganz leise:

„Edmond! Edmond! Edmond!“

Achtzehntes Kapitel.

Die Vergangenheit.

Der Graf ging mit wunden Herzen aus dem Hause, wo er Mercedes zurückließ, um sie aller Wahrscheinlichkeit nach nie mehr zu sehen.

Seit dem Tode des kleinen Eduard war eine gewaltige Veränderung in Monte Christo vorgegangen. Auf dem Gipfel seiner Rache angelangt, zu dem er auf einem steilen und gekrümmten Pfade hinaufgestiegen war, hatte er auf der anderen Seite des Berges den Abgrund des Zweifels erblickt.

Mehr noch: das Gespräch, das so eben zwischen ihm und Mercedes stattgefunden, hatte so viele Erinnerungen in seinem Herzen erweckt, daß diese Erinnerungen selbst bekämpft werden mußten.

Ein Mann von der mächtigen Beschaffenheit des Grafen konnte nicht lange in dieser Schwermuth schweben, welche gemeine Geister, denselben eine scheinbare Originalität verleihend, leben zu lassen vermag, erhabene Seelen aber tödtet. Der Graf sagte sich, insofern es beinahe dahin gekommen, daß er sich mißbilligt hätte, müßte sich ein Irrthum in seine Berechnungen eingeschlichen haben.